Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 62 (2006)
Heft: 5

Rubrik: Sprechen lernen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alles mega

Als Aussenstehender und unfreiwilliger Zeuge von Gesprächen zwischen Jugendlichen könnte man bisweilen leicht den Eindruck gewinnen, das an sich belanglos phrasenhaft gebrauchte Wörtchen *mega* sei von ganz besonderer Bedeutung. Es verfügt in der Tat in stereotyp wiederkehrenden Wiederholungen über ein weit verbreitetes Bedeutungsspektrum, das vormals altväterliche Ausdrucksformen der Begeisterung für das Aussergewöhnliche in Adjektiven wie *epochal, pyramidal, kapital, feudal, stupend, elefantös, flippig* oder bis vor kurzem *einfach Spitze* verblassen lässt.

Es bietet sich zudem als Vorsilbe zu neuen Wortbildungen an *(mega-schön, mega-geil, mega-cool)* und schwingt sich schlechterdings zum Superlativ eines *Mega-Events* auf. Darüber hinaus gibt es klar zu verstehen, was in der Szene Kultstatus geniesst oder auf entschiedene Ablehnung stösst und je nachdem als *mega-in* oder *mega-out* gilt.

Wie dem auch sei: *mega* ist unbestreitbar *megamässig mega-in* und stellt zumindest in der mündlichen Rede eines der am häufigsten verwendeten «Verstärkungslexeme» dar, wie das in der Sprachwissenschaft bezeichnet wird. Für etwas Abwechslung im monotonen Gebrauch von *mega* sorgt immerhin ab und zu die lautmalerische Bekräftigung *uuuu-mega-schön*.

Dabei wäre *mega* ja durchaus steigerungsfähig zur milliardenfachen Einheit von *Giga*, was den diversen «Gigs» anlässlich von Rockkonzerten und ihrer nach Kategorien von Gigabytes bemessenen Speicherkapazität an Phonstärken gewiss entsprechen würde. Doch es scheint, dass sich dieses partikelhafte Sediment *mega* nun mal ungesteigert im Sprachgebrauch verfestigt hat. Wie ein Megalith liegt es in der Sprachlandschaft. Ein ordentlicher Felsbrocken, der sich doch handlich jederzeit zur Verwendung anbietet.

Sehr gut, um nicht zu sagen *voll krass* scheint mir dieses fast kulthafte *Mega* zur *Mega*lomanie (Grössenwahn) und dem Gigantismus der Wirtschaftskonzerne zu passen.

Peter Heisch

Sprechen lernen

Lernen braucht Wärme

Der Stauferkaiser Friedrich der Zweite war ein Herrscher mit Forscherdrang. Einmal trieb ihn die Frage um, welche die natürliche Sprache der Menschheit sei.
Um das herauszufinden, liess er Kleinkinder einzeln einsperren, noch bevor sie sprechen konnten – der Kaiser hatte

sich in Sachen wissenschaftlicher Genauigkeit vorbildliche Standards gesetzt, und im 13. Jahrhundert musste man mit seinen Methoden noch nicht zimperlich sein. Diener brachten den Kindern Essen, frische Kleidung und auch sonst alles Lebensnotwendige; sie durften aber keinerlei Kontakt mit den kleinen Versuchspersonen aufnehmen, um das Ergebnis nicht zu verfälschen.

Ohne von der Aussenwelt beeinflusst zu sein, so hoffte Friedrich, würden die Kinder irgendwann von allein in der gesuchten Ursprache zu reden beginnen.

Wie wir sprechen lernen, ist bis heute ein Rätsel. Gerade haben amerikanische Psychologen in der Zeitschrift der Nationalen Akademie der Wissenschaften eine Neuauflage solcher Versuche veröffentlicht, inspiriert von Friedrich dem Stauferkaiser, freilich ohne die Grausamkeiten des Originals.

Sie setzten Babys, die gerade auf Englisch zu plappern begannen, in zwei Gruppen dem Chinesischen aus. Die einen Kinder bekamen Besuch von Muttersprachlern, die ihnen vorlasen und mit ihnen spielten; die andern sahen und hörten die Chinesen nur in Videofilmen.

Nach vier Wochen konnten die Kinder, die mit Chinesen aus Fleisch und Blut gelernt hatten, die eigentümlichen Laute dieser Sprache sicher unterscheiden. Das Videotraining hingegen war ohne jede Wirkung. – Können wir ohne menschliche Wärme nicht lernen?

Das Experiment sollte all jene nachdenklich machen, die Computer in den Schulen und neben dem Kinderbett für den Königsweg zu klügerem Nachwuchs halten. Der Gedanke, ein Rechner könne das ermüdende Exerzieren von Vokabeln, Grammatik und Algebra mit übermenschlicher Geduld übernehmen, ist ja bestechend. Doch an unserer Natur geht er vorbei.

Die Hirnforschung erhärtet immer mehr den Verdacht, dass Verstand und Emotion nur zwei Seiten derselben Medaille sind. Computer können Lehrer allenfalls unterstützen. Wenn das Gefühl nicht angesprochen wird, lernen wir jedoch gar nichts – wir brauchen die Zwischentöne in der Stimme eines Menschen, Gestik, ein Lächeln.

Das musste schon Friedrich der Staufer feststellen. Sein Experiment schlug auf grausige Weise fehl: Nicht nur blieben die Babys stumm, sie starben. Wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber notierte, «konnten die Kinder ohne Händeklatschen und Gesten und frohe Mienen und Schmeicheleien nicht überleben».

Stefan Klein
(NZZ am Sonntag)